

„Gnuttirt!“

Ein Berliner Bild von Oskar Schwebel.

„Es ist mir nicht möglich, Ihnen auch nur die geringste Frist zu gewähren. Ich sehe Alles ein, was Sie mir sagen; man kann keine Ersparnisse machen, wenn man ein halbes Jahr lang krank und arbeitsunfähig ist. Allein, warum haben Sie denn nicht die Hilfe Ihrer Kollegen angerufen; der Verein „Berliner Presse“ wird doch so überaus wohlthätig! Jetzt ist es zu spät; ich muß thun, was mir mein Amt gebietet. Ihr Wirth hat mir gesagt, er ließe sich auf nichts mehr ein. Ich muß Sie bitten, Herr Doktor, mit Frau und Kindern die Wohnung zu verlassen.“

Der es sprach, war der ernste, kalt und geschäftlich darsiehende Vollzieher des Rechts. Vor ihm stand ein kleiner Mann, ein Mann, dessen eingesunkene Brust kammt den betrübtesten Noten auf den Wangen sofort erkennen ließen, daß die Hand des Todes ihn bereits berührt hatte. Eine jugendliche, aber abgemähte Frau, in deren Gesicht, auf deren Zügen die Spuren hoher, edler Schönheit noch immer zu Tage traten, hing an seinem Arme, aber sie küßte den Mann mehr als er sie. Zwei kleine Kinder mit goldblonden Locken hatten sich hilfesuchend zu der schneigenen Schürze der Mutter geflüchtet.

Es war ein wohlthätiges Heim, welches die Familie inne hatte. Hier die großen, langen Tische, die mit Büchern dicht gefüllten Repertoiren, die trefflichen Kupferstiche und der marmorne Apollotopf auf dem serpentinernen Säulenschatte, — dort im Nebenzimmer das hohe Piano, die schweren Vorhänge und die schweren Ganturks, — das Alles zeugte davon, daß die Familie bessere Tage gesehen, Tage willkommener, mit Lust vollbrachter Arbeit, Tage des Glückes, verklärt von Kunst und Wissenschaft.

„Komm, Adolf!“ sprach leise und zerknirscht die Frau. „Und meine Sachen, mein schwer erregenes Verhältniß, — meine Bücher, — meine angerungenen Manuskripte, ohne die ich nichts zu erwerben vermag, — diese Bilder, diese Erinnerungsgeschenke, an deren jedem ein Stück Leben hängt.“

„Sie bleiben in der Wohnung!“ erwiderte der Gerichtsvollzieher. „Ich muß Sie bitten, sich zu beeilen; mein Amt verlangt dringend meine Anwesenheit an einem anderen Orte.“

„Das Alles für 200 Mark? Es ist nicht möglich!“ „Herr, eilen Sie, — im Namen des Gesetzes!“ — So wandten sie davon. Mit Mühe nur hatte die Frau die Kraft gefunden, ihre Kinder und sich anzuflehen, sowie einige Wäschestücke für die Kleinen hervorzuluchen. Draußen ein sonnig heller, schneidend kalter Januarstag. Nimm Dir das Tuch vor den Mund, lieber Adolf!“ hat die Frau. „Vertraue auf Gott; er wird uns nicht untergehen lassen.“

„Wohin? Wohin?“ brach er hülflos hervor. „Komm, lieber Mann! Wir müssen rechtlich überlegen. Ich habe noch ein Fünfmärkstück.“

Die Frau deutete auf ein großes Restaurations-Brot, welches auf einer Anhöhe an der breiten, mit alten Bäumen besetzten Vorstadtstraße lag. „Dort oben ist es warm; es muß doch irgendwo Hilfe zu finden sein.“

Sie trugen die breiten Ganturks hinan. Oben empfing sie eine wohlwärmende Halle, in welcher die Kellerer sich jedoch ansahen, die Tische für die große Zahl der hier speisenden Mittagsgäste zu decken.

„Hier Tassen Wein!“ — Unbekümmert, fast frohlich getrimmt durch die seltsame Abweichung von der herkömmlichen Tagesordnung offen und tranken die Kinder; den beiden Gästen aber wollte kein Wissen hinabgleiten; die Köche waren ihnen wie zusammengeschüht.

„Telegraphische an Deinen Verleger!“ flüsterte die Frau. In der Nebenstraße ist das Postamt; — in drei Stunden kann die Antwort und das Geld hier sein! Du hast es ja verdient, und es wird dem reichen Manne ein sein, ob er heut oder zu Ostern zahlt.“

Statt der Antwort reichte der Gatte ihr einen Brief. „Denk! Du, ich hätte nicht geloggt!“ sprach er mit einem unendlich bitteren Ausdruck der Züge.

Die Frau las nur die Worte: „Meine geschäftlichen Dispositionen machen es mir zur Umgehbarkeit, von dem einmal stipulirten Zahlungsmodus abzuweichen.“

Die Frau erlebte; aber sie sagte sich sofort. „Bleib hier, mein lieber Mann; warte auf mich! Laß den Kindern etwas zu essen reichen; — ich bedarf weniger Silbergrößen nur; ich fahre nach dem Potsdamer Thore; da hab ich alle Redaktionen in der Nähe, für die Du gearbeitet hast. Es ist jetzt halb Zwölf; da treffe ich A. und Y. und Z. mit Sicherheit. Sie werden einen Mitarbeiter, der zwanzig Jahre lang ihre Sache so getreu geführt hat, doch nicht im Stiche lassen.“

„Es ist ein schwerer Schritt, Eugenie; — aber ich erlaube es; ich muß ihn thun. Nicht Du! — Es läßt sich das unbedenken, — ja, wie eine Art von Juang aus, wenn Du kämest! Warte Du hier auf mich! Laß die Kleinen sich an den „Fliegenden Blättern“ ergötzen.“

„Dann nimm eine Droschke, Adolf! Die Luft ist heute alzu rau!“ Es ist ja nun auch gleichgültig; — daß

man Dir Deine Bitte abschlägt, ist wohl undenkbar. Du zahlst dann dem Wirth, daß unsere Sachen gerettet sind. Ostern wäre der Kontrakt ja so wie so abgelaufen. Ich suche noch heut eine leerstehende Wohnung, ganz klein, ganz bescheiden. Wir bleiben eine Nacht im Hotel und können schon morgen übersiedeln, mein lieber, lieber Mann! Und dann bist Du mir wieder. Ostern fällt ja früh! Ich will Dich pflegen, so trenn ich's nur irgend vermag! Nur Muth, mein lieber, guter Mann! Meine hartherzige Mutter soll nicht erlahmen, was uns getroffen hat.“

Er erhob sich; es kam wie ein Anflug von Kraft über ihn. Mit dem letzten Fünfmärkstück zahlte er dem Kellerer, eine Mark steckte er zu sich; das Andere überließ er der Frau. Mit einem tiefseufzerigen Nicken blickte sie auf den Gatten, als er die Kinder küßte. „Gleite Dich Gott, mein lieber, lieber Adolf!“

Er war gegangen. Die Kinder lachten über die Gnomendarsstellungen der Fliegenden Blätter. Sie bestellte noch ein Glas Bier und nahm eine Zeitung, — nur, um mit dem großen Blatte derselben die emporkuckenden Theorien zu verbergen. — Was war aus ihrem Gatten in der jüngsten Zeit geworden? War hier noch eine Spur von dem begüterten, gutbegnadigten Jünglinge, der stets seinen Altersgenossen voran, die Examina hienieden durchlaufen hatte, — den die berühmtesten Professoren der Berliner Hochschule ihren vorzüglichsten Schüler genannt hatten? Fröhlich war er an einem Provinzial-Gymnasium von hohem Rufe angestellt worden; — früh hatte er sie die Jugendgeliebte, heimgeführt; — gegen Willen ihrer Mutter, einer reichen Witwe mit den ausgedehntesten gelligen Verbindungen. Denn ach! er hatte arme Eltern und für diese Eltern hatte er sich geopfert. Er hatte die Schulden seines Vaters zu tilgen übernommen. Bei dem unaufrichtigen Gehalte in der kleinen Gymnasialstadt machte das freilich oft die größten Schwierigkeiten; aber es ging, und seine Vorgesetzten schauten mit Stolz, seine Schüler mit begehrter Liebe auf ihn. Da starb ihm die Mutter, die eine Dulderin, seine ganze Hingebung besessen hatte. Er mußte sein Gehalt vorweg erbitten, um ihr die letzten Ehren zu erweisen. Am nächsten Quartale eine Klage, — in der kleinen geschwägigen Stadt! Er war geschäftlich vernichtet; — man legte ihm das Scheiden nahe, und in dem Gefühle einer tödtlichen Verurteilung schied er, — der Mann von unbesetzter Ehre und voll eblen Jargtgefühl.

Ausgezeichnete Beiträge in den vornehmsten Journalen Berlins hatten ihm bald einen Namen von bestem Klang erworben. Er blieb still für sich, — er mied diese Klage, oft im Schmutz schwebende Gesellschaft der Wortführer des Tages; nur wenige vornehme Naturen bildeten seinen Umgang. Da kam die Krankheit. Jetzt drückten ihn die Verleger; man mußte ja, er mußte arbeiten, so war das Neueste gekommen. — „Grüß Gott! I. — sind Sie von den Todten wieder auferstanden?“ Der Empfang auf der Revantur der X. Zeitung war ein herzlicher, wenn auch der geistigen Bedeutung des Mannes nicht angemessen. Er trug seine Bitte vor, das Schicksal nicht noch verheißend. Ja, aber „der Chef“ hatte gemessene Ordre gegeben, keinen Vorstoß mehr zu wagen, — für Niemand und in keinem Falle. Da überkam es ihn wie Verzeihung. Er erzählte, was ihn betroffen. Voll Theilnahme hörte der gutmüthige Redakteur ihn an. Dann sprach er ernst: „Bitte, Herr Doktor, tauschen Sie mit mir zu Herrn X. Die Sache ist rechtlich ernsthaft.“

Herr X. — ein betaueter Lebemann! Es hieß, und es hieß mit Recht so, es sei ihm kein Diner bei Heller zu theuer und keine Dame des Theaters zu anspruchsvoll. Er hörte verächtlich den Kranken an; dann sprach er: „Fürchtbar fatale Sache, Herr Doktor! Wird sich rumpfsprechen. Müchte gerne helfen; Aufsichtsrath aber über mir. Und Sicherheit?“

„Mein Wort!“

„Kaule.“

„Wein besten Willen nicht möglich! Haben kolossale Ausgaben gehabt!“

„Aber Ihre Zeitung, die berühmte Vertreterin —“

„Kann nicht, Herr Doktor!“

Er wußte nicht, wie er aus den Redaktionsräumen hinausgelangt war. Die Kälte und die rosige Mittagssonne des Wintertages drückten ihn jedoch bald wieder zu sich. Es mußte sein! Nach einer Viertelstunde stand er auf einer anderen Redaktion vor einem alten, währigen Herrn.

„Derselbe Verlaus? O nein! Das Mitleid und das Erbarmen sind auch aus Redaktionen nicht ganz entflohen. „Ich will Ihnen aus eigener Tasche helfen, Herr Doktor! Bitte, nehmen Sie vorläufig 100 Mark, — ich habe nicht mehr hier. Bleiben Sie so lange im Hotel, — fragen Sie nach drei Tagen wieder an.“

Er slog der Haltestelle der Pferdebahn zu, — es war ihm, als stiege es warm in seiner Brust auf. Gott Lob! für eine Zeit war Kath gefunden. Er wollte jede Kraft anspannen; er mußte liegen!

Da war der Platz, wo einst das Thor gestanden, — da war die große Brauerei. Die Gattin lächelte ihm entgegen; die Kinder spielten mit dem schloßweihen Fubel eines Stammgastes. Er erzählte, wie es ihm ergangen.

„Ergieb Dich d'rein!“ sprach seine Frau mit einem Seufzer. „Der alte Rath meint es gewißlich gut. — Doch was ist Dir, Adolf? Du erlebtest?“

Da flüzte ein purpurner Strom über das Gesicht hinaus, das er sich vorgehalten.

In einer halben Stunde lag er im Krankenhause an dem entlaubten, aber von Sonnengold durchflutheten Friedrichshain. Am Abend hatte er ausgerungen. Schluchzend schritt in der Mondhelle eine schlanke, edelgebauete Frau an dem Denkmal der Gefallenen vorbei, welches vor dem Landsberger Thore sich erhebt.

„Wohin? Wohin?“ rief es jetzt in ihr. „Zur Mutter? Nimmermehr! Ich würde kein Andenken beschämen! Ein Kämpfer war auch er und schwerer hat er sein Lebenlang gerungen, denn der Streiter in Reich und Güt und vor dem Feinde. Denn er stand allein. Ich bleibe heute im Hotel und miethe mir eine Kammer — morgen. Ich habe ja das Zeugniß über das wohlbestandene Examen; ich habe ja die Musik. Eine tüchtige Bartfrau wird sich für euch wohl noch finden, meine Lieblinge!“

Sie trat an eine Droschke heran und gab dem Kutscher, sie nach einem nahegelegenen Gasthose anständiger Art zu fahren.

„Gott wird helfen!“ rief es in ihr, als sie die Kinder zur Ruhe brachte. „Ich liebe Dich heut' hefter denn je, Du armer Mann, der so getreu gekämpft sein Lebenlang! Nicht will ich Hilfe luchen, wo man Dich mißachtet hat, mein guter Mann! Ich traue Gott.“

Er hat geholfen. —

Wischelchen.

Von Fritz Brentano.

„Wischelchen 1847.“

Ich brauche nicht lange darüber nachzusinnen, was diese kurze Aufzeichnung in dem alten Nothbuch, welches mir heute zufällig in die Hände fiel, bedeutet.

Ihre Entstehungsgeschichte klingt wie ein wehmüthiger Mollakkord in meinem Herzen wieder und immer wieder, so oft ein blaßes Kind der Armut vor mein Auge tritt und dann sehe ich Dich nach mehr denn 30 Jahren vor mir, Wischelchen, armes halberbunteres Wüchsen, mit den großen, geistreichen Augen, die so seltsam in die Welt blickten, eine Welt, die für Dich so gar nichts von all dem Fauber der Kindheit, ihrer Lust und ihren Freuden hatte.

Es sind, wie ich dem alten Wischelchen entnehme, jetzt 11 Jahre her, als ich nach langer Wanderjahre wieder einmal in meine Vaterstadt zurückkehrte, die freilich keinen Reiz mehr für mich hatte, seit ich an bitterstem Winter die Mutter dort zu Grabe geleitet. Es war an einem Herbstnachmittag, als ich einlam über die Kleinbrück, und durch den altbekannten Schloßpark schritt, in welchem meine liebsten Erinnerungen wurzelten. Wie oft habe ich ihn mit den Gefährten meiner Kindheit in heller Jugendluft durchzogen; wie manche frühliche Schatz unter seinen rauschenden Bäumen, auf dem düstern Rasen geschlagen und wie viel öfter noch war ich mit der ganzen, eben noch so kampfmüthigen Schaar in wilder Flucht dahingeflogen, wenn plötzlich aus dem nahen Gehölz der „alte Stetler“, der schrecklich strenge Hofsartner, auftauchte, oder sich in der Ferne das verächtlich gerüthete Gesicht seines nicht mehr grimmigen Gartenwächters zeigte.

Seltige Zeit!

Jetzt schritt ich, ein furrngesprüfter, müder Wandersmann durch dieselben wohlbekannten Wege; unter meinen Füßen rauschte das herbstliche Raub und die alten Wipfel oben langten ein wehmüthiges Lied von verwehter Jugendluft — veragener Liebe — verlungener Hoffen!

Es war still und feierlich um mich her, und ich hatte, halb unbewußt, den einsamsten Pfad, welcher zur Stadt führte, gewählt.

Der Sonnenstrahl fiel schräg durch die herbstrothen Blätter und fiel auf die verschrunppte Gestalt eines alten Mitterchens, welches mit glanzlosen, milden Augen vor sich hinblinzelte, auf einer Bank am Wege lag.

Sie war mir fremd und doch nicht fremd, diese Gestalt, und wunderbar, je mehr ich in diesen verwitterten Zügen las, desto schmerzlicher zuckte es in meinem Herzen, als ob eine alte, lang schon erkorbene Erinnerung daran lebendig werde und gewollsam an den verschlossenen Pforten meines Gedächtnisses rüttle. Einen Augenblick blieb ich vor der Alten stehen, träge begegnete ihr erschauer Bild meinem forschenden Auge, um alsbald wieder zur Erde zurückzulehren und ich schritt weiter, sinnend und grübelnd, ob diese gespenstige Mahnerin an irgend etwas längst Vergangenes nicht doch einen bestimmten Nahe habe.

Aber die alten Straßen der Stadt nahmen mich auf — andere Bilder verdrängten das melancholische Bild auf jener Bank des Parkes — von allen Seiten umwogte mich das neue, frische Leben der Gegenwart, und am Abend hatte ich die Alte vergessen.

Mein kurzer Aufenthalt in meiner Vaterstadt war zu Ende, aber ehe mich die Füße weiter trugen, hatte ich noch einen schweren, traurigen Gang — zum Grabe der Mutter.

Auch dieser Liebespflicht war Genüge getan und ich erging mich in dem älteren Theil des großen, herbstlich überausreichen Erberbes und studirte mit schmerzlichem Interesse gerade die verwittertesten Inschriften auf den moos- und waldgedeckten, halbverfallenen Holzkreuzen. Eine lange Reihe Grabsteine lag hier nahe der Mauer und plüschig fiel mein Blick auf den Namen: Michael Barthel, geb. . . . 1840, gest. . . . 1847.

Michelson! Ein Blick der Erinnerung durchdrang mich — es wurde Licht, Licht in mir und jetzt wußte ich auch, wer die Alte war, die ich bei meiner Ankunft im Schlosspark gesehen hatte.

Und eine trübe, schmerzvolle Geschichte dümmerte in mir auf — lange stand ich sinnend vor dem kleinen Grabhügel und dann schrieb ich jene Notiz in mein Buch, welche ich an den Eingang meiner anspruchslosen Klause gestellt.

Es war im Jahre 1847. Das bleiche Gelpenst des Hungers schritt als schrecklicher Vorläufer der noch schrecklicheren Furie Revolution durch die Lande, und auch wir erlitten, was es heißt, wenn sechs halbverkommene Menschen nach Nahrung lauern, die nur der Reiche sich damals mit großen Opfern zu Genüge schaffen konnte.

Und doch gab es in dem alten Haus, welches wir bewohnten, noch eine ärmere Familie, der trante Metallgießer Barthel, sein Weib und Michelson, ihr Einziger. Unter diesen Namen kannten Alle den blaffen Väter, der so still und leise durch das Haus huschte — ich glaube, nur Wenige wußten seinen Familiennamen.

Als aber die Noth am höchsten war, da erbatte sich ein jüdischer Großkaufmann, Bielefeld hieß er, der hungerrnden Armuth und ließ aus England viele Schiffsladungen Karottensamen kommen, die er zum Selbstkostenpreis an die Käufer abgab. Der Umhang zu seinem Magazin war so groß, daß er eigene Portieren davor anbringen und nummerirte Marken auf seinem Komptoir verteilen lassen mußte, gegen welche, nur streng der Reihenfolge nach, die Waare abgegeben wurde, da sonst die Masse der Kunden nicht zu betrieblen war.

Und eines Tages wurden auch Michelson und ich nach dem „Karottens-Komptoir“, — so nannte es der Volksmund, — geschickt. Wir tauschten unsere wenigen Kreuzer gegen die üblichen Marken um, welche leider die Nummern 500 und 501 trugen, so daß ebenso viele Personen vor uns abgefertigt werden mußten. — Das war hart, denn der Morgen war bitter kalt und wir spielten mit unseren leeren Wagen und in unseren dünnen Kitteln ein recht traurige Rolle, als wir zitternd vor Kälte vor dem Magazin auf einer steinernen Treppe Platz nahmen, um die lange — lange Zeit abzuwarten, nach welcher unsere Nummern aufgerufen werden sollten.

Eine kleine Umwechslung in diese trübseligen Stunden brachte der arme Mühlensmacher, vor dessen Thür wir saßen, indem er uns hineinrief und Jedem zwei heiße Karottensamen in der Schale schenkte, welche ich mit Heißhunger verzehrte, während Michelson die feinen in der Hand behielt, um seine erstarren Finger zu erwärmen, und so saßen wir wieder eine gute Stunde — der Kopf meines Kameraden war auf die Brust gesunken und sein bleiches Antlitz hatte er auf die Hände gestützt, welche noch immer krampfhaft die geschwundenen Karottensamen umschlossen.

Endlich — endlich gingen die Vierhunderter zu Ende, und jetzt rief der Magazinverwalter mit lauter Stimme diejenigen Markensammler auf den Hof, welche die Nummern von 500 ab besaßen.

Ich erhob mich halb taumelnd vor Kälte und Erschöpfung und stieß meinen Nachbar an, um ihn zu erwecken. Er richtete sich nicht. Ich rückte mich und nahm seine Hand — und wie ein entsehtlicher Schauer ging es über meinen Leib, als ich jene grauenhafte, unbeschreibliche Kälte empfand, wie sie nur der Tod den Gliedmaßen mittheilt.

Ja, Michelson war todt! Todt und starr; die großen blauen Augen waren geschlossen für immer, und auf dem verfallenen Kreuzsteine lag eine himmlische Ruhe.

Mittheilte Seelen schafften die kleine Beiche in das nahe Krankenhaus, und ich ging weinend hinterdrein. An der Thür aber wies man mich rauh zurück — ich sah meinen armen Spielkameraden nie wieder.

Ein Vierteljahrhundert war seitdem verfloßen, als ich mir auf dem Friedhofe die obige Aufschrift machte. Der Vater war dem Knaben schon ein Jahr häßlich nachgefolgt — aber die Mutter trug das anklagende schwere Dasein bis heute und schleppte sich in Noth und Sorgen durch das freudlose Leben.

Arme Mutter — glückliches Michelson!

Drei Tage im Harz.

Erzählung von Richard Meißner.

(Nachdruck verboten.)

„O Wandern, o Wandern, du freie Vorkühnheit!
Da webet Gottes Demo so reich mir in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelzelt;
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

So sang es festlich aus den Reihen der fünf Wägenhölzer, die wir an einem prächtigen Vormorgen soeben die breite, schattenspendende Kastanienallee in Ballenstadt herauswandern sahen. Der eine von ihnen, Alexander Buchardt, Studiolos der Naturwissenschaft in hohem Semester, schlang an Gestalt, mit ehrwürdigem Bart und sehr gelehrtem Gesicht, die Brille auf der Nase, scheint der Führer der kleinen Reisegesellschaft zu sein. Zu seiner Rechten schreitet ein fischer Jüngling, Gebor Walter, dem man auf den ersten Blick den Zuristen ansieht, zu seiner Linken der Redigier Fritz Spielhagen, der uns als ein besonders beiterer Mensch entgegentritt. Den Schluß bildet der Can-

didat der Theologie Hans Wolf Arn in Arn mit dem Vater Paul Spielhagen, dem Bruder von Fritz.

„So haben sich denn hier, mein Alexander, richtig die vier Fakultäten zusammengefunden und gehen so friedlich neben einander trotz Rants „Streit der Fakultäten.“

„Das finde ich nicht für allzuüberbar, erwirbt Hans, die Fakultäten liegen sich unlegbar feindlich gegenüber, aber warum sollten wir es denn sein? Wir sind Freunde schon seit langer Zeit, fühlen uns als solche, und gerade jetzt, da es uns herber gezogen, vereint die Wunder Gottes zu schauen, und uns zu erfreuen an den Werken der Natur.“

„Ja, Bruder, fährt Gebor fort, wir wollen fröhlich sein in diesen Tagen nach alter Burischenweise. Wir will die Brust schier springen vor lauter Lust, mit Euch die schönen Tage von Aranjuez, die vor uns liegen, in vollen Zügen zu genießen.“

Unter solchen Gesprächen langten sie bald am Ende der Allee an.

„Ich schlage vor, sprach Alexander, daß wir erst in dem Schlosspark, den ihr da drüben liegen sieht, einen kleinen Spaziergang machen, dann mundet nachher der Frischschoppen besser.“

„Wie der Herr befiehlt“, warf Fritz lächelnd dazwischen.

Der Morgensonne Strahl vergoldete die Fenster des altherwürdigen Schlosses von Ballenstädt, die Wägen langten ihre munteren Weisen an den Zweigen, die Blumen erschlossen ihre Kronen, der Jasmin duftete an jenem Morgen in den Gängen des Parks lieblicher denn sonst, und über der ruhenden Scenerie breitete sich der tiefblaue, wolkenlose Himmel aus. Was Wunder, daß Hans in freudigen Entzücken ausrief: „Gott, wie sind Deine Werke so groß und so viel, Du hast sie alle weislich geordnet!“

Was Wunder, daß diese reine Harmonie der Natur sich auf den Antlitzern, in den Seelen unserer jungen Freunde spiegelte! — Vergang, vergab, marichirten diese in dem herrlichen Garten, alles wurde in Augenblicke genommen: die Terrasse mit dem beiden Bären, davon die Hühnergruppe, der schöne Park mit seinen reizenden Wer. Dann führte sie der Weg nach der anderen Schlossterrasse, von der sie einen weiten Blick in die Ebene hatten: dort im Westen, fern am Horizonte lag der stille Felsen von Blankenburg, gen Norden die Gegenfelsen, und zwischen beiden Wiedenburg mit seinen zwei Kirchtürmen.

Bald wurde vom Führer das Zeichen zum Weitermarsch gegeben, und hochgezückt verließen unsere jungen Freunde dieses Panorama.

Der Park von Wörlitz, fing Gebor an, „ist wahrhaft schön, aber dieser Garten macht ihm doch den ersten Rang streitig. Dort hat man verliert, durch die Kunst Effekte hervorzuheben, hier ist die Natur die Bildnerin, und um wie viel mehr heimelt uns hier alles an.“

„Du hast Recht“, verlegte Hans, „der Eindruck der Natur wird in dem Menschenbergen immer ein tieferer sein als der, den die Kunst uns zu geben vermag. Der Eindruck der Natur übermächtig jeden Menschen, während die Kunst so viele gleichgültig vorübergehen läßt. Und das kommt daher, glaube ich, weil der Mensch in einem so engen Zusammenhang mit der Natur steht. Wenn nach des Winters eifigen Tagen der Frühling in das Land zieht, wenn neues Leben in der erstarren Natur erkeht, dann jubelt und jauchzt das Menschenherz, es erwacht dann der Gesühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“, und wie im Frühling so tritt diese Erscheinung noch mehr im Herbst zu Tage. Wenn das Laub von den Bäumen fällt, wenn der Wind über kahle Stoppelfelder dahinjagt, dann schleicht sich wohl auch eine gewisse Wehmuth in das Herz, weil das Vergehen in der Natur ans eigene Ende mahlet.“

„Doch laßt uns davon abbrechen“, fährt Alexander dazwischen, „glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist. Jeder Mensch muß und soll ja damit rechnen, daß sein Leben ein Ende hat, aber das ist nun einmal der Lauf der Dinge, wir können nichts daran ändern. Wir stehen noch in der Blüthe der Jahre, laßt uns drum jeden glücklichen Moment doppelt genießen, das giebt der Seele Glück und Zufriedenheit. Und nun kommt, laßt uns nach althergebrachter Weise unsern Ankniff in diesem herrlichen Harzlande feiern, laßt uns bei so prächtlichem Wetter in Gottes freier Natur unsern Frischschoppen halten.“

Die Gesellschaft war zu dem „Großen Gasthof“ gekommen und nahm auf der Veranda unter einem breiten blauen Lindenbaum Platz. Von hier aus bot sich eine freie Aussicht auf das hoch liegende Schloß, vor dem ein einsamer Kasten auf- und abfuhr.

„Nun, meine Freunde“, hob Alexander an, laßt uns zunächst einen Salamander reiben auf das Wohl meiner Geliebten Nes, die uns wohl mit ihren Gedanken begleiten wird.“

Er tommendirte, und mit Meisterschaft wurde der Salamander ausgeführt.

„Ich habe hier schon so oft gelesen“, fuhr Alexander fort, „und jedesmal konnte ich nicht umhin, den ersten Schluß meinem fernigen Lieb in der Ferne zu bringen; so mußte es auch heute sein, und ich denke, ich habe vorhin in Euer Aller Sinn gesprochen.“

Hans bejahte, Fritz gab in wichtiger Weise seine Meinung kund, Gebor machte ein juristisches Gesicht dazu und Paul saß in Liebesgedanken da, zumal sich unsere Gefährten über das Thema der Liebe weiter verbreiteten. Es mochte halb neun Uhr sein als Alexander das Zeichen zum Aufbruch nach dem Meißberge gab. Manah fröhliches Lied erklang unterwegs aus dem Munde der Studenten, manch lustige Erzählung gab Fritz zum Besten, indes Hans und Paul theologische und psychologische Fra-

gen zum Gegenstand ihres Gesprächs machten. So wanderten sie in stiller Zurückheit dahin die fünf bis zum Ausstieg nach dem Meißberge. Was sie jetzt jagten, hatten hatten sie wohl selten wahrgenommen: ein dichter Buchenwald lag vor ihnen, der einen seltsamen Contrast zu den jungen Tannen, die bis dahin ihre Begleiter gewesen waren, bildete. Ein frommer Schwärmer überließ die Gesellschaft, vor Entzücken konnten sie Worte nicht finden. Sie traten ein in das geheimnißvolle Dunkel, und nun ging's bergauf in Lust und Freude über die Wunder der Natur. Aber wie erlaunt schauten sie erst in die klare Morgenluft, als sie von der Spitze des Meißberges in das Thal blickten! Wie ein kunstvoller Teppich sah es aus, gewirkt aus den verschiedensten Nianzen Grün. Gen Osten erhob sich die Stammberg Anhalt, drümen im Thale lag die Seltene, weiter nach Westen eine Sägemühle und zwischen ihnen zog sich die Selte wie ein silberner Faden hin. Auf Paul übte diese Scenerie einen so bewältigenden Eindruck aus, daß er sein Stützenbuch hervorholte, um mit wenigen Strichen das Gesehene dauernd festzuhalten. Dann ging's lustig bergab, Alexander blieb etwas nach, indem er für seine Geliebte ein kleines Blumenbouquet plückte. Die Sonne stand hoch am Himmel, als unsere Reisegesellschaft in der Seltene eintraf. Darum wurde vorgeschlagen, längere Zeit hier zu verweilen, und der Vorschlag wurde gebilligt. Paul zog wieder sein Stützenbuch hervor und zeichnete der gegenüberliegenden Hansberg ein, der kleine, die Hans streckte sich auf den Rasen hin, die Zeit gekommen war, in welcher er sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, indes die übrigen sich zu einem weandern Stat zusammenfanden. So verbrachte die Zeit höchst angenehm, bis es von Alexander hieß:

„Kinder, wir müssen nach Wädelsprung aufbrechen, wenn wir in aller Ruhe heute noch das Ziel unseres ersten Meißberges, Harzgerode erreichen wollen.“

„Gehet, gehet. Bald befinden sich unsere Studenten auf dem Wege dorthin, und die Freunde steigerte sich noch wegen der lieblichen Schönheit der Natur, die sie jetzt umgab. Sie kamen an der Sägemühle vorbei, die sie von Meißberge so schön hatten liegen sehen.“

„Meint Ihr nicht auch, wandte sich Hans an seine Freunde, daß Julius's Kerner, als er sich tiefempfundenes Gesicht „Der Wanderer in der Sägemühle“ schrieb, eine Anregung durch solch ein Vorbild, wie es sich uns hier darbietet, gehabt hat?“

Diese Frage gab Anlaß zu mancherlei Betrachtungen über die poetischen Stoffe und über die poetische Behandlung derselben, daß sie geühten müsse wie Macaulay jagt: „Der Dichter giebt nur den Grundton an, der selber bildet daraus die Melodie, der Dichter entwirft nur eine Skizze, der Leser führt das Gemälde aus. Neben solchen Betrachtungen hatten unsere Freunde doch ein offenes Auge für die Natur. Sie empfanden die Selte, die sie umgab, die nur angenehm gestört war durch das Kläffern der Selte oder durch das Gebell eines Hundes, der sie dadurch gleichsam grüßen wollte. Aus den fetten Wägen waren Wäber beschäftigt, und Gebor, Fritz und Paul fanden viel Gefallen an den schönen Harzgerinnen, die sich freimüthig in ein Gespräch mit ihnen einließen. Indeß ging Alexander mit Hans weiter, ersterer war in Liebesgedanken verfallen:

„Ach, Hans, Wünte ich mir mit meiner lieben Nes die Wunder dieser Natur anschauen, könnte ich meine Hand in die ihrige legen, wie übergroß sollte meine Freude sein. Weist Du, als wir uns bereinigt gefunden, draußen in der „Hände“, wie schlug mein Herz vor seligen Entzücken, als sie neben mir daherspritz! Welch Gefühl durchzog meine Seele, wenn sich die Lippen zum berauschenden Raufen baten, wenn ihre Hand die meine ergriß und sanft drückte. O, um wieviel williger wäre jetzt Alles in dieser idyllischen Gegend, wäre sie bei mir!“

„Ich kann es Dir nachschauen, lieber Alexander, wie die Sehntlich nach Deiner Geliebten Dich ergreift. Aber was hilft alles Wünscheln, wenn der Wunsch nicht erfüllt werden kann. Sei gewiß, mein Dickchen, — so war der Spitzname Alexanders — sie denkt an Dich, sie begleitet Dich in Gedanken, und denke an sie, so wird die Freude an der Dich umgebenden Natur übergroß sein.“

„Ja, ich will an sie denken, mein Hans, siehe, dieses kleine Blumenbouquet, das ich vorhin geplückt, soll sie erfreuen, wenn wir wieder beisammen sind, es soll ihr zeigen, daß ich in Gesitte bei ihr war.“

„Holla, reant uns doch nicht davon“, könnte es dreistimmig ihr thut ja, als ob wir nicht dazu gehörten.“

Die Neben blieben stehen und merkten jetzt erst, daß sie den Andern ein großes Stück Weges voransgeit waren, die ihren Scherz mit den kleinen Harzgerinnen getrieben hatten. Durch das Rasen entbedte die Gesellschaft zugleich, daß in dieser Gegend sich ein schönes Echo befindet. Nun war es nur zu natürlich, daß zur allgemeinen Befriedigung das Echo seine Dienste erweisen mußte.

„Agnus“, rief Alexander, und war voller Freude, noch „Nes“ ebenso laut wiederhören zu hören.

„Dickchen“, antwortete Fritz schelmisch und „ein Schläfchen“ bonierte Gebor mit seiner Dastimme. Dieses Thema wurde nun in den mannigfaltigsten Variationen wiederholt, und wenn Fritz das Echo hatte einen Wit sprechen lassen, folgte homerisches Lachen.

„Nun, was habt Ihr Euch denn Schönes mit den lieben Harzgerinnen erzählt“, fragte Hans im Weitergehen. „Das ist nicht schwer zu errathen“, antwortete Gebor; „erst fragten wir, wie weit wohl noch der Weg nach Wädelsprung sei, dann erlaubte ich mir noch eine Frage, die uns medias in res, in ein Liebesgespräch führte, wobei die eine Kleine gar nicht spröde thut.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: S. Kögler.

